

DEUTSCHBAUER / SPRING 7 WOCHEN IN KLAUSUR

Eine konkrete Intervention in
der Galerie Thaddaeus Ropac
Salzburg, 29.11.01 - 19.1.02



Dokumentationsbroschüre 10
Christoph und Klaus auf Reisen
in Oberbayern

Mimesismaschine. Oder: Wiederholung als Sein des Werdens

Gerald Raunig

Die Wiederholung ist ein wesentlich kraftvolleres und weniger ermüdendes stilistisches Verfahren als die Antithese, und sie ist zugleich besser geeignet, ein Thema zu erneuern.

Gabriel Tarde, L'opposition universelle, Paris 1897

WochenKlausur repräsentiert das hegemoniale Modell interventionistischer Projektkunst in Österreich¹. Die auf Mikropolitiken und auf die Veränderung von Organisationsformen und Produktionsapparaten² ausgerichteten ›konkreten Interventionen‹ von WochenKlausur³ spalten dementsprechend auch die avancierteren KritikerInnen. Einerseits gilt die Gruppe weithin als kunstpolitisches Vorzeigemodell, auch mit dem dezidierten Metaprojekt der effizienten Erweiterung des Kunstbegriffs⁴. andererseits wird ihr die unkritische Übernahme neoliberalen Vokabulariums und reformerischer Ideologie vorgeworfen⁵.

Diese ambivalente Bewertung entsteht unter anderem auch aus einem unauflösbaren Widerspruch in Konzept und Praxis von WochenKlausur selbst. Mit Kriterien wie Effizienz, Flexibilität, Multidisziplinarität, Projektarbeit greift die Gruppe regelhaft Begrifflichkeiten aus der neoliberalen Systematik auf; Selbstdarstellungen (z.B. in abschliessenden Projektpräsentationen) vermitteln den slicken Charme von Werbeveranstaltungen; die notwendige Zügigkeit der konzeptuell auf eine geringe Anzahl von Wochen eingerichteten Projekte geht einher mit einem weitgehenden Verzicht auf Reflexion und Selbstkritik: alles in allem eine (Über-)Affirmation der Ideologie von Effizienz und Flexibilität, die den immanenten Erfolgsdruck und die damit einhergehende Widersprüchlichkeit sozialer Projekte im allgemeinen wie sozialer Projektkunst im speziellen verdeutlicht.

Während jedoch die soziale Verquickung von Humanität und Flexibilität politische Effekte in der Verbesserung Einzelner verpuffen lässt, werden Effizienz und Co. in den gelungenen Interventionen von WochenKlausur für die Herstellung und nachhaltige Veränderung von Organisationsformen instrumentalisiert. Es ist in diesem Fall daher nicht weiter von Bedeutung, was gesagt wird oder wie es präsentiert wird, solange nur Strukturen verändert und Modelle für eine Verbesserung von Produktionsapparaten geschaffen wurden.⁶ Somit ist auch das Fehlen von Selbstkritik und korrekter Sprache gerade nicht als Fehler im System zu sehen, der durch Selbstreflexion zu beheben wäre, sondern geradezu als systematische Voraussetzung einer gedeihlichen Praxis der konkreten Intervention.

Und während der implizite Widerspruch so unauflösbar schon fast ein Jahrzehnt vor sich hin dichotomiert, kommt unverhofft Hilfe von außen: Weit davon entfernt, die emanzipatorischen Ansätze der Interventionskunst delegitimieren zu wollen, erschaffen Julius Deutschbauer und Gerhard Spring ein Modell der Dienstleistung, das sich zwar als radikal geschlossenes System inszeniert, zugleich aber das Komplement zum ›Original‹ darstellt.⁷ Nachdem die beiden Postkabarettisten sich am Freundeskreis Morak in Staatsaktionen trainiert⁸ und die unbedarft-arglose Kunstpraxis Rainer Ganahls⁹ dekonstruiert haben¹⁰, geht es nun nicht mehr darum, in der Nachahmung Kritik zu üben, sondern ein ausgelagertes Service für nachholende Reflexion zu bieten.



So wie Wochen-Klausur ihre Dienste anbieten zur mikropolitischen Veränderung von Formen, so geschieht es nun – wenn auch mit reichlich unterschiedlicher Methode – in der Reproduktion und Zuspitzung der WochenKlausur-Form durch Deutschbauer und Spring. In dieser Wiederholung steckt also weniger Fundamentalkritik oder gar Enteignung des Wiederholten, es steckt auch nicht nur eine mimetische Praxis zwischen Parodie und Pastiche im Sinne der liebevollen Einfühlung, sondern die Aneignung einer ganz konkreten Funktion im Kunstfeld.

Die einen hackeln, die anderen denken. WochenKlausur sind für das Gute zuständig, Deutschbauer/Spring für das Wahre, das alles verdeckt unter dem Mantel des Schönen.

Gerald Raunig, Mimesismaschine, Fortsetzung auf S. 11

Christoph und Klaus auf Reisen in Oberbayern

In den Räumen der Galerie Ropac, einer renommierten Galerie im Zentrum Salzburgs, arbeiten wir zum Thema ›Reisen‹. Die zur Verfügung gestellte Infrastruktur wurde dazu benutzt, die notwendigen Recherchen zum selbstgewählten Thema anzustellen, Kontakte zu allen involvierten Stellen zu knüpfen und in der Folge konkret formulierte Vorschläge in die Praxis umzusetzen. Als gravierendes Manko wurde nach intensiven Recherchen und Gesprächen erkannt, daß im Stadtraum Salzburg ein für jedermann verfügbarer Raum für öffentliche Film- und Diavorträge über Abenteuer und Urlaubsreisen fehlt. Im folgenden finden sie die Nachbearbeitung einer von 14 Veranstaltungen in der Galerie Ropac.

Julius Deutschbauer / Gerhard Spring, Wien 2001

CHRISTOPH:

Schwarzerlen sollen um den Dorfweiher herum wachsen.

KLAUS:

Feldulmen, Holunder und Silberweiden.

CHRISTOPH:

Sumpfdotterblumen sollen im Wasser des Weihers gedeihen.

KLAUS:

Schwertlilien, Schwanenbinsen und Schwimmknöterich.

CHRISTOPH:

Die Freiwillige Feuerwehr soll den Dorfweiher nicht als Löschteich benutzen.

Auch im Brandfall nicht.

KLAUS:
Rüssel, Schläuche und Dieselpumpen.

CHRISTOPH:
Der ganze grüne Flur soll bereinigt werden.

KLAUS:
Grundstücke, Viehweiden und Felder.

CHRISTOPH:
Der Landwirtschaft wegen soll alles zu
größtmöglichen Nutzflächen zusammengelegt werden.
Feld an Feld und Feld zu Stall.

KLAUS:
Stall zu Weide, Vieh zu Stall und Stall zu Hof.

CHRISTOPH:
Misthaufen sollen entfernt werden, Jauchegruben trockengelegt,
alles wird umgebaut.

KLAUS:
Fassaden, Straßen und Fußwege.

CHRISTOPH:
Fassaden sollen mit Lüftmalerein bedeckt oder mit Holz
verkleidet werden, Straßen sollen verlegt werden, Fußwege sollen
gepflastert werden. Ich frage dich: Was sollen diese
Erneuerungsmaßnahmen hier in diesem Wallfahrtsziel der
Urlauber?

KLAUS:
Sommerfrischler, Ausflügler und Stadtflichtige.

CHRISTOPH:
Was soll denn das in diesem stillen Dorf aus Efeu und Holz?

KLAUS:
Leder, Glocken und Juchhe.

CHRISTOPH:
Drei Diplomingenieure sollen nach Habach gekommen sein.

IN SEINEM Ehrgeiz, Herrscher eines großen Reiches zu sein, gelang es Karl dem Großen mit Hilfe von Intrigen und Gewaltandrohung, seinem Königreich Bayern einzuverleiben.

JEDES SIEBTE bis achte uneheliche Kind in Bayern hat eine minderjährige Mutter.

MEHR ALS acht Millionen Mark mußten 1999 in Bayern aus Steuergeldern für mutwillig zerstörte oder beschädigte öffentliche Einrichtungen aufgebracht werden.

NACH EINEM Bericht der Wasserwacht sind im Jahre 2000 in Bayern 134 Menschen beim Baden ertrunken.

INSGESAMT WERDEN in Bayern jährlich 15 000 Tonnen Abfall in die Landschaft geworfen. 60 000 Tonnen sind es im gesamten Bundesgebiet, wie der Bund Naturschutz in Bayern es berichtet. Während der Hauptreisezeit kostet die Beseitigung dieses Mülls in Bayern 1,5 Millionen Mark, im gesamten Bundesgebiet sogar 10 Millionen Mark.

DIE MEISTEN Ausländer in der Bundesrepublik haben sich in Nordrhein-Westfalen angesiedelt, dort lebten im vergangenen Jahr 28 Prozent. 25 Prozent wurden in Baden-Württemberg, 17 Prozent in Bayern und 11 Prozent in Hessen registriert.

WER IN Bayern lebt und kleiner ist als 1,50 Meter, kann dem *Verein Kleinwüchsiger Menschen* beitreten.

HEUTE IST das Bumerangwerfen hauptsächlich ein Sport. Einige, die ihn ernstlich betreiben, haben Vereine gegründet. Ein solcher Verein hat seinen Sitz in Augsburg (Bayern).

DAS BAYRISCHE Verbrennungszentrum hat einen Verein ehemaliger Brandverletzter ins Leben gerufen.

BIER UND Limonade enthalten Zucker, der die Bakterien gedeihen läßt.

IN MASSEN genossen, kann ein Cocktail, Wein oder Bier entspannend wirken und vorübergehend Beklemmungen lösen, die Stimmung heben und jemand kontaktfreudiger machen.

KLAUS:
Diplomingenieur Franz, Diplomingenieur Mayr und ...

CHRISTOPH:
Diplomingenieur?

KLAUS:
Ausgerechnet der dritte fällt mir jetzt nicht ein.

CHRISTOPH:
Diplomingenieur Franz, Diplomingenieur Mayr und
Diplomingenieur?

KLAUS:
Diplomingenieur ...

CHRISTOPH:
Franz, Mayr, und?

KLAUS:
Daß es so etwas gibt. Ausgerechnet der dritte kommt und kommt nicht.

DER KUNSTSTOFF, mit dem ein Sechserpack Bier zusammengehalten wird, hat möglicherweise eine ›Lebenszeit‹ von 450 bis 1 000 Jahren.

TATSÄCHLICH TRINKEN amerikanische Jugendliche jährlich über eine Milliarde Dosen Bier und mehr als 300 Millionen Flaschen alkoholische Erfrischungsgetränke.

IN PAPUA-NEUGUINEA werden z. B. 30 Prozent des Einkommens einer Durchschnittsfamilie für alkoholische Getränke ausgegeben, während Männer im afrikanischen Burkina Faso 44 Prozent ihres Einkommens auf Bier verwenden.

AUSSERDEM TRINKEN die Japaner 8 Milliarden Flaschen Bier im Jahr und 1,5 Milliarden Liter Sake.

ERWACHSENE ASTHMATIKER tun gut daran, alkoholische Getränke, vor allem Bier und Wein, als mögliche verschlimmernde Faktoren in Erwägung zu ziehen.

TIPS ZUM ÜBERLEBEN VON HOTELBRÄNDEN

- + Übernachte nur in Hotels, die mit Rauchmeldern sowie Alarm- und Sprinkleranlagen ausgestattet sind.
- + Erkundige dich bei der Ankunft nach Alarmsignalen.
- + Lege einen Fluchtweg fest. Sieh nach, wo der Notausgang ist.
- + Mache dich mit deinem Zimmer vertraut, halte den Weg zur Tür frei, und bewahre den Schlüssel in Bettnähe auf. (Der Schlüssel wird benötigt, wenn man ins Zimmer zurückkehren muß.)
- + Fülle den Eiskübel mit Wasser.
- + Riecht es nachts nach Rauch, krieche am Boden entlang. (Giftgase sind geruchlos und sammeln sich im Raum von der Decke an abwärts.)
- + Betaste die Tür. Ist sie heiß, öffne sie nicht. Ist sie warm, öffne sie langsam.
- + Wenn der Flur passierbar ist, krieche an der Wand entlang, an der sich der Ausgang befindet.
- + Ist abwärts kein Durchkommen möglich, gehe über das Dach ins Freie, halte die Dachklappe mit einer Stütze geöffnet.
- + Ist eine Flucht nicht möglich, kehre ins Zimmer zurück, schließe die Tür, benachrichtige die Rezeption oder die Feuerwehr.
- + Versuche, Personen außerhalb des Hauses zu alarmieren.
- + Benutze nicht den Aufzug.
- + Türritzen mit nassen Handtüchern oder Bettüchern abdecken, feuchtes Handtuch als Atemfilter verwenden.
- + Wenn kein Rauch im Zimmer ist, Fenster geschlossen halten. Schlägt das Feuer an den Außenwänden hoch, Vorhänge abnehmen.
- + Ab dem dritten Stock nicht mehr hinausspringen. Feuer nicht ins Zimmer eindringen lassen, auf Hilfe warten.

CHRISTOPH:
So etwas soll vorkommen.

KLAUS:
Ja, ja und nein. Nicht in Habach, wo das Sindelsbächlein fließt.

CHRISTOPH:
Es soll ein Lied darüber geben. Sindelsbächelein, so frisch und quellenrein. Tria Hol Trio Oho.

KLAUS:
Oho, Tria und Trio.

CHRISTOPH:
Von den dreihundert Habachern sollen jährlich drei sterben, sagt der Pfarrer, weil auch jährlich drei Kinder geboren werden sollen.

KLAUS:
Das hebt sich auf. Alles hebt sich auf und gleicht sich aus.

CHRISTOPH:
Auf lange Sicht. Auf kurze Sicht soll es Unterschiede geben, gerade hier in Habach, hat mir im Gasthaus ›Fischerrosk‹ der Bauer Josef Plinganser gesagt.

KLAUS:
Bauer, Bürgermeister und Mitglied in allen Vereinen des Dorfes.

CHRISTOPH:
Plinganser soll sogar Vorstandsmitglied und Vorstand in drei Vereinen sein.

KLAUS:
Sportverein, Freiwillige Feuerwehr und Blasmusikkapelle.

CHRISTOPH:
Sogar Vereinsgeschichten soll Plinganser geschrieben haben, Festschriften und Anzeigen.

KLAUS:
Vereinsgeschichten, Festschriften und Anzeigen.

CHRISTOPH:
Für Bauunternehmen.



Klaus und Christoph auf Reisen in Oberbayern

KLAUS:
Baustoffhandlung, Baumaschinen und Bausparkasse.

CHRISTOPH:
Da soll von den Bauvorhaben in den höchsten Tönen die Rede sein.

KLAUS:
Geist, Harmonie und Gleichklang. Zusammengehörigkeit, Disziplin und Kameradschaft.

CHRISTOPH:
Ich soll Mitglied bei irgendeinem Verein werden, hat Plinganser in der ›Fischerrosk gestern zu mir gesagt. Nur als Vereinsmitglied kann man hier in Habach überleben. Oh, du lieber Gott!

KLAUS:
Jesus, Maria und Josef.

CHRISTOPH:
Vielleicht, habe ich ihm geantwortet, gehe ich zum Kirchenchor, vielleicht trete ich dem Habacher Kirchenchor bei. Aber was soll ich im Schützenverein oder in irgend einem anderen?
Ich bin nicht einmal in irgendeiner Dorfpartei!

KLAUS:
CSU, CDU und FDP.

CHRISTOPH:
Da soll sich der Bürgermeister Plinganser bei mir nur die Zähne ausbeißen!

KLAUS:
Schneidezahn, Reißzahn und Backenzahn.

CHRISTOPH:
Soll er nur gegen die Wand reden. Hier hab ich mein Ferien-Fertighaus gebaut. Hier bin ich daheim. Hier, im Moos. Da brauche ich keinen Verein. Ach ich hab in Habach alles, was mein Herz begehrt.

KLAUS:
Wein, Weib und Gesang.

CHRISTOPH:
Brot, Käse und Butter.

KLAUS:
Eisenkraut, Spitzwegerich und rohe Kartoffeln.

CHRISTOPH:
Habach, hab ich zum Plinganser gesagt, ist meine zweite Heimat, die mir näher ist als meine erste. Habach ist eine typische Eiszerfallslandschaft mit Oser und Kamesbergen.

KLAUS:
Toteiskesseln, Grundmoränen und Kalkflachmooren.

CHRISTOPH:
Und in den flachen Talbereichen dieser Eiszerfallslandschaft, hat Plinganser gesagt, soll es auch öffentliche Einrichtungen geben, ein Feuerwehrhaus mit Notschlachtraum, Telefonzelle und so weiter.

KLAUS:
Pfarrkirche, Sportplatz und Friedhof.

CHRISTOPH:
Mit einem Leichenschauhaus, umgeben von drei Gastwirtschaften.

KLAUS:
Fischerrosl, Dienstbier und Gams.

CHRISTOPH:
Ich muß nicht ins Gasthaus gehen, habe ich dem Bürgermeister von Habach gesagt, Bauer und Vereinsmeier Herr Josef Plinganser, ich muß auch nicht im Habacher Gottesacker liegen, soll mich doch der Teufel holen. Was glaubst du, wie er dann geflucht hat!

KLAUS:
Himmel, Arsch und Zwirn.

CHRISTOPH:
Kruzitürken, soll ich mich doch heimdrehen, hat er geschrien. Und der Sauhund hat mit seiner Bauernfaust so fest auf den Tisch gehaut, daß die Stühle umgefallen sind, ich mein Maß verschüttet habe. Und den Strich habe ich ganz verwackelt, den ich gerade auf meinen Bierdeckel zeichnen wollte.

KLAUS:
Stühle, Maß und Strich?

CHRISTOPH:
Genau. Wie soll ich da wissen, wieviel Bier ich getrunken habe, habe ich den Plinganser angeschrien. Weißt du, ich war gerade am dritten Strich für das dritte Bier, und diesen Strich habe ich so verwackelt, daß er mitten durch die anderen zwei durchgegangen ist. Ich hab mit dem dritten Strich die anderen zwei Bier quasi durchgestrichen. Wieviel Bier soll ich denn da getrunken haben?

KLAUS:
Eins, zwei und fünf.
(Pause)

CHRISTOPH:
Kennst du die Lehre, die da lehrt, daß wir die Welt nicht verstehen können?

IN BAYERN besteht eine Vorschrift, wonach in sämtlichen staatlichen Schulen in jedem Klassenzimmer ein Kruzifix hängen muß.

ZU SCHNELLES Fahren ist Unfallursache Nummer eins in Bayern.

FÜR BESITZER eines Schreibtelefons in Bayern gibt es einen Vermittlungsdienst in Friedberg bei Augsburg.

KLAUS:
Das hat Gott schon Hiob klargemacht, lange bevor es Bayern überhaupt gegeben hat.

CHRISTOPH:
Der Bürgermeister von Habach, Plinganser, soll diese Lehre vorzüglich umgesetzt haben. Das wird hier überall weitererzählt. Ich frage mich, was verstehen die Habacher von der Unverständlichkeitslehre der Welt?

KLAUS:
Nichts, nichts und wieder nichts.

CHRISTOPH:
Siehst du die Spurrinnen, die von dem Traktor in den Acker gegraben worden sind? Gerade ist eine Grille, fast so groß wie eine Kartoffel, in sie hineingehüpft und sitzt mit aufgerichteten Fühlern da.

KLAUS:
Sie schaut, schaut und schaut.

CHRISTOPH:
Vielleicht denkt sie sogar. Nehmen wir an, der Traktor hätte die Grille überfahren. Dann würde sie denken: Der Teufel hat mich überfahren, ein riesiger, furchtbar starker Teufel. Man darf sich nicht mit dem Teufel einlassen, der bringt einen um.

KLAUS:
Ja, ja und nochmals ja.

CHRISTOPH:
Ja, die Grille könnte denken, dieser Teufel, der in Wirklichkeit der

Traktor ist, ist sehr böseartig. Aber trotzdem weiß sie nicht, wie der Verbrennungsmotor funktioniert.

KLAUS:

Sie weiß nicht, wie der Motor denkt, was der Motor denkt, und auch nicht, ob der Motor gar nichts denkt.

CHRISTOPH:

Und was lernen wir daraus?

KLAUS:

Man soll sich niemals um die Motoren der anderen kümmern.

CHRISTOPH:

Die Raupe muß Puppe werden, die Puppe muß Schmetterling werden, aber der Schmetterling darf sich weder an die Puppe noch an die Raupe erinnern. So soll es sein.

KLAUS:

Muß, darf nicht und soll sein?

CHRISTOPH:

So verstehe ich die Lehre von der Unverständlichkeit der Welt. Ich spreche zu dir als einer, der schon viele Urlauber in Habach hat sterben sehen.

KLAUS:

Ich bin weder diese Grille noch komme ich in die Hölle, und ich bin genausowenig Nichts wie diese kartoffelgroße Grille.

CHRISTOPH:

Das Unverständliche bedroht dich nicht.

KLAUS:

Mich nicht, dich nicht und keinen von uns.



Von den Subjekten und den beiden kollektiven Praxen aus gesehen ist diese Argumentation natürlich nicht konsistent, eine derartige Arbeitsteilung entspricht weder den gängigen Künstlerreligionen noch dem maoistischen Gebot der radikalen Selbstkritik. Die Aufspaltung in Hand- und Kopfarbeit, in das Schmutzig-machen im politisch-sozialen Feld einerseits und in die Reinheit der als geschlossen simulierten Mimesismaschine andererseits scheint die emanzipatorischen Anteile der Produktion zu untergraben.

Solche Argumentation verweilt jedoch auf der Subjektebene. Um den Gedankengang des Service-Service, der ausgelagerten Reflexionsdienstleistung für die Organisationsdienstleistung produktiv zu machen, muss er schon auf der Metaebene des Kunstfelds gedacht werden: Wenn eine Kunstpraxis aufgrund ihrer Methode der Instrumentalisierung und der politischen Effektivierung von (auch) neoliberalen Methoden notwendigerweise Kritizismen ausgesetzt ist, darf ein anderer Systemteil diese Flanke schützen. Oder wenigstens die impliziten Mankos auszugleichen versuchen. Der von WochenKlausur in die Welt invertierte künstlerische Elfenbeinturm¹¹ wird von Deutschbauer/Spring also wieder nach außen gestülpt, und in was für ein Außen! Während WochenKlausur in der Tradition der Prozeßkunst Wert darauf legen, keine Objekte zurückzulassen und damit oberflächlich gesehen wenig kunstmarktrelevant¹² sind, versetzen Deutschbauer/Spring ihre Nachahmung mitten in die zentrale Institution des Kunstmarkts, die kommerzielle Galerie. Die schlägt natürlich gerne zu. Wo sie das ›Original‹ nicht einzuverleiben in der Lage ist, wird der ins Werk gesetzte Kommentar eingekauft. Fragt sich nur, ob das auch nur einigermaßen widerspruchsfrei gelingt; ob die Kunden nicht doch auf das ›Original‹ bestehen oder, da sie es nicht bekommen können, die mimetische Dienstleistung als willkommene Fundamentalkritik am – unerreichbaren – ›Original‹ missverstehen? Also doch wieder als Antithese statt als erneuernde Wiederholung? Mit dem unverständigen Siegesgeschrei der ›Formalisten‹ über die ›Inhaltisten‹ statt mit dem Jubel derer, die die komplementäre Qualität der Differenz in der Wiederholung erkennen?

Aber: ›Die Wiederholung ist in jeder Hinsicht Überschreitung.‹¹³ Deleuze absichtlich missverstehend, verstehe ich hier Überschreitung als eine Regelverletzung, und die passiert in gewisser Weise auch Julius Deutschbauer und Gerhard Spring: Was Projektkunst im allgemeinen, WochenKlausur im besonderen jenseits veränderter Produktionsapparate nämlich dann doch an – von den Mimetikern aufgesaugtem – Material hinterlassen, sind Texte, da und dort Videos, oder vielleicht auch mal ein Bild. Aber diese Quellen sind ähnlich Sekundärmaterial wie die Autobiographie eines Malers; die mimetische Praxis von Deutschbauer/Spring beschränkt sich also bei der Wiederaufnahme derartiger Dokumentationsfragmente im wesentlichen auf eine Verarbeitung von Outputs zweiten Grades. Während das sprachliche Material im Falle des Morak-Projekts wie auch in der ›Sprache der Behinderung‹ noch als primäres Material zu verstehen ist, steht der Diskurs über und zu WochenKlausur, selbst ihre Selbstdarstellung, wie oben vorausgesetzt, nicht im Einklang, viel eher im Gegensatz zur Strategie ihrer Interventionen. Die konsistente Fassung einer nachahmenden Wiederholung, die als selektives Sein des Werdens¹⁴ eine Differenz zu WochenKlausur setzt, sollte nicht bloß deren im Kunstfeld oder woauchimmer zurückgelassenes Material ironisch verarbeiten, sondern gerade die erfolgreiche Praxis der Formveränderung in die Mimesismaschine einspeisen. Ansonsten läuft die Wiederholung, ähnlich wie die AktivistInnen von WochenKlausur, Gefahr, vor lauter Inhaltismus die Vorzüge des jeweiligen Modells im formalen Bereich zu vernachlässigen.

Was beide Projektansätze, den Interventionismus und das Reflexionsservice jedenfalls im positiven und zugleich paradox annähert, ist die Vermeidung des Hauptproblems partizipatorischer Kunstprojekte, nämlich des prekären Umgangs mit der jeweiligen Zielgruppe¹⁵: Während Wochen-Klausur im wesentlichen nur Vorschläge zu Formveränderungen unterbreiten, nicht Systeme der Repräsentation und Identität produzieren oder unterstützen, ihre Zielgruppe also nicht in eine stillgelegte Identität zwingen oder patriarchalisch Inhalte über sie stülpen, liegt im Fall der pseudo-partizipatorischen Servicekunst von Deutschbauer/Spring überhaupt keine Zielgruppe mehr vor, es sei denn die Zielgruppe der RezipientInnen ihrer Ausstellung. Und wer wollte die auch schon verändern?

-
- 1 Was keinesfalls mit einer halbwegs abgesicherten Stellung im marginalen Kunstfeld Österreichs verwechselt werden sollte: Vor allem, was die Frage der Subsistenz der beteiligten KünstlerInnen betrifft, wirkt das implizite Ziel jeder Prozeßkunst hier wie auch anderswo kontraproduktiv: der Verzicht auf Objekte, sowie die prekär werdenden Verhältnisse staatlicher Finanzierung erschweren die Existenzabsicherung der beteiligten KünstlerInnen.
 - 2 vgl. Walter Benjamin, Der Autor als Produzent, in: ders.: Gesammelte Schriften, II 2, FfM: Suhrkamp 1991, S.683-701, sowie Gerald Raunig, Großeltern der Interventionskunst, oder Intervention in die Form. Rewriting Walter Benjamin's ›Der Autor als Produzent‹, in: Context XXI, 3/2001, S.4-6
 - 3 vgl. Pascale Jeannée, Katharina Lenz, WochenKlausur. Kunst und konkrete Intervention, in: Gerald Raunig (Hg.), Kunsteingriffe. Möglichkeiten politischer Kulturarbeit, IG Kultur Österreich, Wien 1998, S.168-181; Wolfgang Zinggl (Hg.), WochenKlausur. Gesellschaftspolitischer Aktivismus in der Kunst, Wien: Springer 2001
 - 4 In diesem Zusammenhang geht es WochenKlausur weniger um Grenzüberschreitungen ins politische oder soziale Feld als um die planmäßige kunstfeldimmanente Veränderung des Kunstbegriffs. Vgl. Wolfgang Zinggl, Chancen eines veränderten Kunstbegriffs, in: Kulturrisse jul. 97, S.8f., sowie Gerald Raunig, Charon. Eine Ästhetik der Grenzüberschreitung, Wien: Passagen 1999, vor allem S.103-106
 - 5 das Schema für die diesbezügliche Kritik lieferten Alice Creischer/Andreas Siekmann, Reformmodelle, in: springer III 2, S.17-23
 - 6 vgl. auch Gerald Raunig, ›Künstler in die Kolchosen!‹ WochenKlausur als Update eines sowjetischen Experiments der späten 20er Jahre, in: Kulturrisse aug. 99, S.10f.
 - 7 frei nach der etwas pathetisch geratenen Devise Deleuze: ›Aus der Wiederholung selbst etwas Neues machen; sie an eine Prüfung, an eine Selektion, an eine selektive Prüfung knüpfen; und sie als höchsten Gegenstand des Willens und der Freiheit darstellen‹, vgl. Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung, München: Fink 21997, S.20f.
 - 8 vgl. Julius Deutschbauer/Gerhard Spring, Morak u.v.a., Wien: Selene 2001
 - 9 hier vor allem Ganahls Ausstellung ›Sprache der Emigration‹, die etwas naiv mit der eigenen Betroffenheit und vor allem der der interviewten ›Betroffenen‹, jüdischen EmigrantInnen verfährt.
 - 10 vgl. Julius Deutschbauer/Gerhard Spring, Die Sprache der Behinderung, Paris: Onestar Press 2001
 - 11 Ein Bild, das ich Hito Steyerl verdanke und die wiederum Kafka; vgl. Gerald Raunig, Charon. Eine Ästhetik der Grenzüberschreitung, Wien: Passagen 1999, S.14: ›Der Name WochenKlausur spielt zwar noch mit einer essentiellen Ingredienz der Genieästhetik, der hermetischen Selbstabgrenzung, die Praxis des KünstlerInnenkollektivs erweist sich jedoch genau konträr: In der konzentrierten Situation des zeitlich und inhaltlich beschränkten Projekts wird das Klischee des autonomen Künstlers und seiner Klausur aufgehoben: Es entsteht ein invertierter Elfenbeinturm, ein Raum, der sich in die Welt tief hineinbohrt, in die Widersprüchlichkeiten, Verästelungen und Verstrickungen von kleinen ›Einheiten‹, die an unendlich viele unterirdische Stränge und Systeme angeschlossen sind.‹
 - 12 Ihr Kapital im Kunstfeld beschränkt sich weitgehend auf das symbolische.
 - 13 Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung, München: Fink 21997, S.17
 - 14 vgl. Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung, München: Fink 21997, S.370
 - 15 vgl. Stella Rollig, Das wahre Leben, in: Marius Babias/Achim Könneke, Die Kunst des Öffentlichen, Dresden: Verlag der Kunst 1998, S.12-27; Christian Kravagna, Arbeit an der Gemeinschaft, in: Marius Babias/Achim Könneke, Die Kunst des Öffentlichen, Dresden: Verlag der Kunst 1998, S.28-47; Gerald Raunig, *Spacing the Lines*. Konflikt statt Harmonie. Differenz statt Identität. Struktur statt Hilfe, in: Eva Sturm/Stella Rollig (Hg.), Dürfen die das? Kunst als sozialer Raum, Wien: Turia+Kant 2001